

Bojan Krivokapić

DER FRÜHLING
MACHT SICH
AUF DIE REISE

Aus dem Serbischen von
Elvira Veselinović

1. Auflage 2021
© eta Verlag
Alle Rechte vorbehalten

eta Verlag | Petya Lund
Schönhauser Allee 26
10435 Berlin
www.eta-verlag.de
kontakt@eta-verlag.de

Aus dem Serbischen übersetzt von:

Elvira Veselinović

Lektorat: Anne Grunwald

Gestaltung & Satz: Stefan Müssigbrodt

Titelfoto: Petya Lund

Druck: ABAGAR, Weliko Tarnowo, Bulgarien

Gesetzt aus der Moderato (www.moire.info).

Gedruckt auf Holmen Book Cream 80 g/m².

Originaltitel erschienen bei: Red Box, Belgrad 2017

ISBN 978-3-949249-02-0



eta Verlag



Co-funded by the
Creative Europe Programme
of the European Union

The European Commission's support for the production of this publication does not constitute an endorsement of the contents, which reflect the views only of the authors, and the Commission cannot be held responsible for any use which may be made of the information contained therein.

Bojan Krivokapić |

DER FRÜHLING MACHT SICH AUF DIE REISE

»Doch es gibt eine andere Art von Schönheit. Eine zerbrechliche, labile, prekäre Schönheit, eine Schönheit voller Beklommenheit. Bei solcher Schönheit scheint es, als gemahnte etwas unablässig an das Wunder ihrer Entstehung. Es ist nicht nur die Schönheit der Form, vielmehr wird sie von etwas beschienen, wie die Landschaft vom Sonnenlicht.

Diese Art von Schönheit versetzt Maler und Bildhauer in entsetzliche Qualen. Ein Auge, das schauen kann, ein Mund, der zu lächeln in der Lage ist. Unruhe, die sich dauerhaft im Mundwinkel ansiedelt und rastlos Reflexe und Spiegelungen aufs Gesicht zeichnet, bisweilen von einer Urmüdigkeit überschattet, die sich schon vor der Geburt angelagert hat.

In jeder ihrer Taten, Worten, Blicke scheint es, als wäre ihr ganzes Wesen anwesend, ihr ganzes bisheriges Leben. Wenn sie schweigen, wenn sie nicht fühlen, sind solche Schönheiten nur ausgelöschte Lampen. Auch wenn sie nur für einen Moment der Zerstreung anheimgefallen sind, sind sie bereits sternenweit fern und kalt, und keine Berührung, kein Händedruck ist mehr in der Lage, diese Ferne zu verschütten, diese Kluft zu überbrücken. Schönheit ist etwas, das sie unentwegt in sich spinnen und aus sich herausziehen, wie eine Spinne ihren Faden.«

Vladan Desnica, *Proljeća Ivana Galeba*
(*Die Frühlinge des Ivan Galeb*)



Eine Schaukel im alten Birnbaum, darauf ein Junge. Es ist Ende der Achtzigerjahre, aber der Junge weiß das nicht. Ein idyllisches Bild: die Schaukel, der Birnbaum, der Hof voller Hühner, Mama und Papa, Oma und Opa, die Tante, einfach alles.

Er schaukelt und schaukelt, jemand schubst ihn an, wer das ist, ist gar nicht so wichtig; er saust durch die Luft, die Seile fest umklammert, er fliegt fast bis in den Himmel – doch auf einmal liegt er im Dreck. Er wird ausgelacht, beginnt zu weinen, ist wütend. Wehgetan hat er sich gar nicht, er ist nur wütend, wie kann das sein, fast schon im Himmel und dann, plötzlich, im Dreck?

Opa kommt mit einem Hut an, groß und bunt, wie für einen Kobold. Opa hat ihn in der Stadt gekauft, in Sekitsch gibt es so etwas nicht.

Seine Tante mit einem Schnapsglas, in Sekundenschnelle kippt sie den Schnaps hinunter.

In der Küche sitzen alle vor dem Fernseher. Schwarzweiße Panzer wirbeln Staub auf.

Oma sagt zu sich selbst: *Das ist ganz weit weg.*

Stimmengewirr wiegt ihn in den Schlaf.

Dreißig Jahre später gibt es keine Schaukel mehr, der Birnbaum ist längst gefällt, die Hälfte der Erwähnten bereits tot.

Diese Geschichte ist eine vollkommen gewöhnliche Geschichte, es ist die Geschichte von ein paar unbedeutenden Menschen, durchschnittlichen, unaufdringlichen Menschen, von denen man meinen könnte, es habe sie nie gegeben.

Ihr Dorf ist klein, und es wird immer kleiner. Früher war es einmal ein deutsches Dorf, Sekitsch hieß es, aber das weiß heute keiner mehr. Sekitsch gehörte zu Schwarzberg, von dem ebenfalls niemand mehr weiß, dass es einmal existierte; der alte Friedhof ist verwaist, die verbliebenen Grabsteine zugewuchert und verwittert, später haben Kinder hier Deutsche und Partisanen gespielt, dann irgendwann nicht mehr.

Schwarzberg bewahrt noch die Geschichte vom plötzlichen Pesttod aller Bauern, vor über zweihundert Jahren. Damals starben alle, einige flohen, aber die Pest holte sie ein. Sie liegen überall begraben.

Zwölf Kinder liegen in einem Grab.

Dieses Grab befindet sich auch heute noch auf dem Hügel oberhalb des Fußballplatzes.

Man erzählt sich, in Schwarzberg habe über fünfzig Jahre keine Menschenseele gelebt.

Er erinnert sich.

Es gibt zwei Ärztinnen in Schwarzberg, Juliana und Viviana. Sie arbeiten in der Poliklinik *Dr. Márton Sándor*, er hat keine Ahnung, wer dieser Sándor ist.

Das Jahr ist 1992, der Monat Mai. Er ist sieben Jahre alt, im September wird er eingeschult. Er ist gesund, bei der Schuleingangsuntersuchung im Kindergarten *Petar Pan* hat er Bestnoten und den Vermerk *o.B.* bekommen.

Der Tag ist ein sonniger Frühlingstag, sie sind gerade erst nach Schwarzberg gezogen, alles ist völlig neu für ihn, alles gefällt ihm, er ist gerne draußen.

Dies könnte eine ganz gewöhnliche Geschichte sein, eine glückliche, eher langweilige Geschichte. Aber sie ist es nicht.

Es ist Ende Mai, der Junge ist sorglos, seine Mutter nicht. Vor ein paar Tagen ist ihr etwas aufgefallen, was ihr keine Ruhe lässt. Der Junge hat links am Hals eine Rötung, die nicht verschwindet, und nicht nur das.

Was hast du da am Hals?, fragt sie besorgt.

Der Junge schaut sie nur an. Er hat nichts. Er versteht gar nicht, warum sie überhaupt fragt.

Juckt das am Hals, tut das weh?, fragt sie weiter.

Gar nichts tut mir weh, ich hab nichts, antwortet der Junge, die Mutter geht ihm auf die Nerven mit ihrer ganzen Fragerei.

Aber sie lässt sich nicht beruhigen.

Abends, als der Junge schon schläft, schaut sie nach ihm, tastet seinen Hals ab, da, wo er gerötet ist, und spürt einen Knoten unter den Fingern. Sie verliert den Boden unter den Füßen, ist außer sich vor Furcht, sie gehört zu der Sorte Mut-

ter, die sofort Panik bekommt und das Schlimmste befürchtet. Sie geht noch mal zu ihm und berührt dieselbe Stelle. Ein kleiner Knubbel. Mitten am Hals, ein Knötchen, es bewegt sich unter den Fingern wie ein Korn.

Der Junge schläft tief und fest wie immer, sie findet keinen Schlaf, die ganze Nacht kommt sie nicht zur Ruhe, verschiedene Szenarien donnern ihr durch den Kopf, sie rasen umher und prallen aufeinander, und keines von ihnen ist gut.

Es ist also das Jahr 1992, der Junge hat keine Ahnung, was um ihn herum geschieht, er hat noch nie von Vukovar gehört, von Sarajevo hat er gehört, er weiß, dass man dort Winterurlaub macht, dass sie schon einmal in Sarajevo waren, er, seine Mama und sein Papa, auf der Bjelašnica oder dem Igman, für ihn ist das alles gleich, eigentlich erinnert er sich an gar nichts – im Übrigen mag er das Meer viel lieber.

Seiner Mutter lässt das Knötchen keine Ruhe.

Er erinnert sich.

Das Zimmer ist groß, aber nicht groß genug für uns dreizehn Kinder mit Mamas. Doch nicht alle sind mit ihren Mamas hier. Nur wir Kleinen. Das heißt also: 13 Kinder und acht oder neun Mütter. Wir haben auch einen Fernseher im Zimmer. Meistens schauen wir uns Musikvideos an. Dragana Mirković hat einen neuen Hit, *Umirem, umirem, majko* ... (»Ich sterbe, Mutter, ich sterbe ...«) Meine Mutter hat mir einmal fast eine geklebt, als ich das mitgesungen habe. Dann hat Izabelas Mutter zu ihr gesagt, ich wisse doch gar nicht, was das bedeute. Mir tat es sehr leid, dass sie mich hauen wollte, aber eigentlich tat Mama mir leid. Vielleicht, weil sie kein Bett hatte, sondern auf dem Stuhl neben mir schlafen musste. Nachts schlief sie auf dem Stuhl, tagsüber hielt sie mir den Nachttopf hin, in den ich mich übergab.

Ich muss mich jedes Mal übergeben, wenn ich die Chemotherapie bekomme. Sobald Schwester Ljilja das Zimmer betritt, wird mir schlecht. Schwester Ljilja ist nett, sie hat kurze blonde Haare und falsche Zähne. Sie ist aus Südserbien, deshalb spricht sie anders als wir.

Die Chemo dauert lange. Im linken Arm habe ich eine Nadel, an die die Infusion angeschlossen wird. Die Nadel tut nicht weh, aber es brennt, wenn die Flüssigkeit sich in den Venen ausbreitet. Das sind Zytostatika, die bekommen wir alle. Sobald Schwester Ljilja die Infusion anhängt, spüre ich, wie diese Flüssigkeit in mich hineinläuft, der ganze linke Arm tut weh, und schon kurz danach muss ich mich übergeben. Die Therapie ist ziemlich nervig, weil sie so ewig dauert.

Ich gehe schon lange nicht mehr zur Schule. Schon bald nach der Einschulung musste ich operiert werden, dann kamen Mama und ich hierher. Ich weiß nicht, ob ich davor schon einmal in Belgrad war. Ich finde es schön hier, es ist nur doof, dass wir so viele im Zimmer sind.

Mama und ich gehen fast jeden Tag in die Stadt. Wir gehen oft in den Zoo. Ich finde es toll, wenn mir der Doktor mit einem roten Filzstift das ganze Gesicht und den Hals bemalt, mit irgendwelchen Strichen und Dreiecken. Das muss so sein, wegen der Bestrahlung. Ich finde es toll, weil niemand anders auf der Straße so etwas hat. Während wir durch die Fußgängerzone laufen, schauen mich alle an. Einmal habe ich zu Mama gesagt, dass ich gerne bis an mein Lebensende so bemalt bleiben würde. Sie hat mich nur angeschaut. Dann tat es mir wieder leid, dass sie traurig war. Diesmal wollte sie mir keine runterhauen. Ich glaube, sie hat angefangen zu weinen, aber schnell wieder aufgehört.

Fast allen im Zimmer sind die Haare ausgefallen. Ich habe nur ein paar hinter den Ohren verloren. Zuerst fand ich das schlimm, dann war es mir nicht mehr so wichtig. Am wichtigsten war, dass der Doktor die Striche und Dreiecke nachzeichnete, sobald sie ein wenig verwischt waren. Er hat einen großen roten Filzstift, der nach Schnaps riecht.

Als ich klein war, habe ich mal gesehen, wie Oma eine Flasche aus dem Kühlschrank nimmt, sich den Deckel vollgießt und ihn austrinkt. Später, als sie rausgegangen war, ging ich zum Kühlschrank, öffnete die Flasche und leckte den Deckel aus. Ich weiß noch, dass es elendig gestunken hat und ich mir an dem Deckel fast die Zunge geschnitten hätte.

Opa trank immer direkt aus der Flasche, Zähneputzen nannte er das. Oma und Opa tranken ständig Schnaps, waren aber nie betrunken. Betrunken war nur Papa. Er trank immer aus einem Gläschen.

Papa kam eines Tages zu Besuch. Das war nach der Chemo, mir war immer noch schlecht. Ich konnte aber schon aufstehen, in die Pantoffeln schlüpfen und aus dem Zimmer gehen. Er stand am Ende des Flurs. Ich glaube, er hat mich nur gefragt, wie es mir gehe. Irgendwie tat er mir leid.

Mama hatte ich lieber. Aber auch ihn hatte ich lieb. Ich mochte es nur nicht, dass er trank. Wenn Mama und ich am Wochenende aus dem Krankenhaus kamen, war er fast immer betrunken, und dann stritten die beiden.

Einmal haben wir beim Nachhausekommen im Treppenhaus ein paar Blutstropfen gesehen. Ich wusste, dass Papa betrunken war und fürchtete, er könnte meinen kleinen Bruder abgeschlachtet haben. Als wir in die Wohnung kamen, saß Papa im Wohnzimmer und unterhielt sich mit dem Fernseher, mein kleiner Bruder war irgendwo draußen, und auf dem Küchentisch lag ein frisch geschlachtetes, gerupftes Huhn. Daher wohl auch das Blut.

Er erinnert sich weiter.

Irgendwann im Frühjahr 1992 stiegen wir mit Sack und Pack in einen kleinen blauen LKW und zogen in die Wohnung, in der wir, ohne es damals geahnt zu haben, fast fünfzehn Jahre bleiben würden. Die Wohnung lag im Erdgeschoss eines zweigeschossigen Hauses mit insgesamt acht Dreizimmerwohnungen mit Balkon und Blick auf die Hauptstraße, die Marschall-Tito-Straße. Das Gebäude wurde in den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts errichtet, für die Direktoren des Landwirtschaftsbetriebs und der Ackerbaugenossenschaft.

Außerdem leben dort der Grundschuldirektor, der örtliche Tierarzt und weitere bedeutende Dorfbewohner mit ihren Familien.

Die Wohnungen sind geräumig und gleichmäßig geschnitten, die Zimmer und Flure sind luftig, es ist kein Platz für Chaos, alles passt genau hinein, sowohl die Einrichtung als auch die Menschen.

Heute käme ich in einer solchen Wohnung wohl gar nicht mehr zurecht, so sehr habe ich mich an das Stapeln, an die Pappkartons und vollgestopften Räume gewöhnt, unter dem Bett, über dem Bett, an Bücher, wohin man auch blickt, überall.

Obwohl wir aus dem Nachbardorf kommen, das mit Schwarzberg verbunden ist, erscheint mir alles, was wir vorfinden, völlig neu.

Eine Frau beobachtet uns, flüstere ich meiner Mama zu, als ich sie am Fenster erblickt habe, die dicke Nachbarin, eine junge dicke Nachbarin, während sie neugierig die Gardine zur Seite zieht.

Lass sie doch gucken, geh mal aus dem Weg, damit wir die Sachen reintragen können, antwortet sie mir gleichgültig.

Mein Bruder und ich haben das größere Zimmer bekommen, das linke, ein Stockbett, einen Brückenschrank und einen Schreibtisch. Noch nie zuvor hatte ich einen Schreibtisch. Auch heute habe ich keinen. Der im Büro zählt nicht.

Vom Fenster aus schaue ich auf das Loch, die betonierte Zufahrt, wir nennen sie Container. Viele Jahre später, in der Stadt, habe ich begriffen, dass ein Container etwas ganz anderes ist. Hinter dem Loch erstrecken sich Gärten, dahinter Felder, ganz am Ende ist der Sonnenaufgang. Nichts kann dem Sonnenaufgang den Weg zu uns versperren.

Das erste Mittagessen in der neuen Wohnung nahmen wir auf dem Fußboden ein. Mein fünfjähriger Bruder und ich saßen auf einem Überwurf aus Synthetik, die waren gerade modern, wir deckten die Sofas mit dicken Überwürfen aus Synthetik zu, die mit ihren langen Fransen wohl an Wolle erinnern sollten. Wir schwitzten auf diesen Decken, während wir uns bemühten, uns nicht genau dorthin zu setzen, wo eine Sprungfeder lose war, und diese Stellen wurden immer mehr.

Mit den Sofas hatten wir auch die Mäuse mit in die neue Wohnung genommen, oder sie waren einfach so von allein gekommen, zur selben Zeit wie wir. Ich weiß noch, dass sonst niemand im Haus Mäuse hatte. Vielleicht hätten wir auch keine gehabt, jedenfalls stellten wir Fallen auf und töteten sie. Mir wurde verboten, wegen der toten Mäuse zu weinen, denn Mäuse seien – wie man mir einzureden versuchte – Schädlinge, die ansteckende Krankheiten übertragen.

Sie jagten mir Angst damit ein, dass ich, wenn ich die Spur einer Maus auch nur berührte, Gelbsucht bekommen und ster-

ben könnte. Ich bemühte mich, das zu akzeptieren, heimlich beweinte ich dennoch jede einzelne getötete Maus.

Wir sitzen so da, mein fünfjähriger Bruder und ich, auf einem dieser Überwürfe, wir warten, wir müssen ruhig sein, man hat uns gesagt, wir sollen warten. Und da kommt sie auch schon, Mama bringt Teller voller Tomatensuppe.

Tomatensuppe kochten wir zuerst nur in Ausnahmesituationen, wenn keine Zeit für die Essenszubereitung war, später jedoch immer öfter, da das Geld immer knapper wurde.

Wir pusten in die rote Flüssigkeit und schlürfen sie langsam.

Haltet die Teller fest, haltet sie gut fest und stellt sie nicht aufs Parkett, denn das ist neu und gerade erst lackiert worden, sagt uns Mama, während sie aus dem Zimmer geht.

Wir schauen das Parkett an, neu und lackiert, und bemühen uns, auf keinen Fall Suppe zu verschütten. Die Decke rutscht unter dem Hintern weg. Sie ist grün, dunkelgrün. Später haben wir weiße Decken gekauft, dann beigefarbene. Sie waren ständig fleckig und verschmiert, wir haben sie immer gewaschen, sie haarten wie halbtote Katzen, bis wir sie schließlich eines Tages alle in diesen Container warfen. Dann bekamen wir stattdessen neue, dünne, aus Leinen, mit großen lila Blumen, die Dorfschneiderin Zsófia hatte sie genäht. Im Gegensatz zu denen davor waren diese wie Spannbettlaken, sie passten sich allen Teilen des Sofas perfekt an, und auf die Stellen, wo die Sprungfedern herausragten, legten wir Kissen, für die Zsófia schöne Hüllen genäht hatte, alles im passenden Muster.

Stop. Pause.